

Amanda Gorman und Marieke Lucas Rijneveld – die Macht der Einfachheit und des ängstlichen Mittelmaßes

Kolumne vom 04.03.2021

Die Versuchung ist groß, sich wider besseres Wissen an dieser Diskussion zu beteiligen. Natürlich ist sie müßig. Natürlich ist sie kein Dialog, sondern ein paralleler Monolog von zwei Fronten, die nicht miteinander kommunizieren wollen und können. Natürlich ändert eine weitere überflüssige Meinung nichts daran. Anfangs fiel es mir leicht, mich zurückzuhalten. Weil ich weiß, dass es Zeitverschwendung ist, sich zu äußern. Je mehr Zeit vergeht, je mehr Unsinn in die Medien hineinfindet, desto unmöglicher wird es mir. Die Vernunft sagt, dass es keinen Sinn hat, sogar kontraproduktiv ist, ja masochistisch. Aber die Liebe zum Text ist stärker, lässt ein Schweigen nicht zu.

Zu viele Missstände offenbart diese Debatte: Das sektiererische rechthaberische Denken der pseudointellektuellen Gutmenschen „Geschmacksrichtung 2021“ habe ich mittlerweile gelernt, vornehm dezidiert zu ignorieren. Durch stillen Rückzug und freiwillige Isolierung, durch selbstgewählte Einsiedlerei, durch den Verzicht auf das Lesen von Nachrichten aus dem sogenannten „Literatur-Betrieb“ – welch ein viel sagendes Wort! – ist es durchaus noch möglich, sich davor zu schützen. Das katastrophale Unverständnis dessen, was Schreiben und Text sind, ist allerdings ungebrochen schmerzlich, und gerade dieser Schmerz bahnt sich zuweilen durch einen unnützen, doch befreienden Schrei seinen Weg hinaus.

Was ist passiert?

In einem ersten Schritt wird der jungen holländischen Dichterin mangelnde Qualifikation vorgeworfen, weil sie sich unsicher in Bezug auf ihre Englisch-Kenntnisse geäußert habe.

Es gilt als allgemeingültig, dass sprachlicher Nuancenreichtum nur in Ausnahmefällen in einer Fremdsprache erreicht wird. Was Marieke Lucas Rijneveld mit Einsicht einschränkend über die Möglichkeit, selbst in englischer Sprache zu dichten, gesagt hat, wird nun als „Beweis“ mangelnder Qualifikation angeführt. Dass es sich vielleicht sogar um falsche Bescheidenheit, um Tiefstapelei gehandelt haben könnte, um die Demut einer jungen Virtuosin vor dem Instrument Sprache in all seinen Facetten und Schwierigkeiten – daran scheint niemand gedacht zu haben. Angesichts der allenthalben herrschenden Selbstüberschätzung mag es wenig überraschend sein, jedoch ist es in keiner Weise entschuldbar(er). Texte zu Ende in ihrer Gesamtheit kontextuell richtig interpretieren zu lernen, wäre vor einer solchen Kritik wünschenswert gewesen.

Der quasi zweite Stein wird im Anschluss von denjenigen geworfen, die zu unterstreichen nicht müde werden, dass sie nur in ihre Muttersprache übersetzen, weil sie in der Fremdsprache nicht gut genug dafür sein könnten. Pikant.

Gerade diese Übersetzerzunft ergießt sich in Hohn und Genugtuung.

Sollte nicht ausgerechnet sie es besser wissen? Nein, gerade sie versteht es nicht und nutzt marketingwirksam die Gunst der Stunde, um eine vermeintliche Professionalität in den Vordergrund zu stellen, die längst zur Hybris geworden ist – stellt sie doch die Zielgruppe ohne jede Rücksicht und ohne jeden Respekt über den Ausgangstext. Dass eben eine Branche, die ihre Aufgabe allen Beteuerungen, Worthülsen und Selbstverherrlichungen zum Trotz neuerdings nicht mehr in der Vermittlung von Unterschieden und Besonderheiten anderer Kulturen, Denk- und Schreibweisen, sondern in der Anpassung an die Vorstellungen, Erwartungen und Wünsche einer Leserschaft sieht, und ganz nebenbei dadurch beweist, dass sie entweder vom Wesen eines Textes und des Schreibens nichts versteht, indem sie unumwunden und mit geradezu belustigend tragischem Stolz erklärt, die Zielgruppe konsequent über die Textabsicht zu stellen, oder aber dass das Wesen eines Textes und des Schreibens ihr schlicht egal sind und sie für die passende Honorarrechnung jede Ethik gern über Bord wirft, überrascht nicht.

Die ästhetischen Werte, die Amanda Gorman in Marieke Lucas Rijneveld gesehen hatte, den Gleichklang ihrer Tonalitäten, zählen für dieses seltsam von sich eingenommene Völkchen nicht mehr. Paul Celan, Gottsched, Rilke ... allesamt wären es nach der Meinung der selbsternannten

„Sprachmittler“ nicht würdig gewesen, die mitunter genialen und bis heute nie wieder erreichten Übersetzungen zu liefern, die sie der Welt geschenkt haben – schließlich waren sie „nur“ Schriftsteller, „nur“ Dichter, nicht hauptberuflich Übersetzer!

Was wären nur diese Kritiker geworden, bevor die Fotografie erfunden wurde? Was hätten sie nur in Jahrhunderten zu tun gehabt, in denen kein fieses Bild des Autors auf der Rückseite des Bucheinbands prangte? Sollen nun alle Übersetzungen von Alexandre Dumas' Bücher dringend neugeschrieben werden und die vorhandenen vorsichtshalber schleunigst aus allen Bibliotheken entfernt werden? Was tun bei Autoren, die sich als Pseudonym einen geschlechtsneutralen Vornamen aussuchen? Wäre es nicht besser, sie gar nicht mehr zu übersetzen?

Ich bekomme für meine Arbeit viele Komplimente und höre viele Adjektive, die alle sehr großzügig sind. Nicht einmal einen winzigen Bruchteil davon verdiene ich, und auch wenn sie aufrichtig sind, machen sie mich eher verlegen, als dass ich mich über sie freuen würde. Einen Satz aber habe ich mit größter Freude und, wie ich zugebe, mit einigem Stolz gehört, und er erfüllt mich heute noch mit Dankbarkeit, weil er für mich das schönste Kompliment ist, das man einem Autor überhaupt machen kann. Eine eher flüchtige Bekannte, allerdings vom Fach, mit der ich einige Zeit korrespondiert hatte, schrieb mir einmal: „Deine Texte sind so unglaublich. Wenn ich nicht wüsste, ob Du ein Mann oder eine Frau bist, würde ich es an Deinen Texten nicht erkennen. Ich könnte auch nicht sagen, ob Du jung oder alt bist.“

Was Frau Deul, der Aktivistin (eine wahnsinnig gut geschützte und streng überwachte Berufsbezeichnung, die eine hach! so herausragende und komplizierte Ausbildung erfordert) und Mode(!)-Journalistin, wohl dazu einfallen würde? Vermutlich dürfte mich nach ihren Maßstäben niemand übersetzen – eigentlich ist mir dieser Gedanke eine Erleichterung.

Wenn nur zwei Menschen mit ähnlicher Biographie einander wirklich, ernsthaft und echt verstehen können und nur sie die gleiche Sprache sprechen, sollte überhaupt noch übersetzt werden? Bedeutet das nicht viel eher, dass ihre Sprache ihnen so eigen ist, dass der Versuch gar nicht erst unternommen werden kann, sie zu vermitteln, sie außerhalb ihres engen Kreises erlebbar zu machen, weil der Rezipient immer einen nicht zu überbrückenden Mangel aufweisen wird und das „Über-Setzen“ von vornherein scheitern muss? Schlimmer noch: Sollte überhaupt noch veröffentlicht werden, es sei denn für die eigene Zwillingsschwester, den eigenen Zwillingbruder?

Die Argumente sind bekannt: Übersetzungen seien zwar nur eine Krücke, aber eine Krücke sei besser, als gar nicht laufen zu können, und uns blieben ohne Übersetzungen viele Werke der Weltliteratur verborgen. So gelange zumindest ein Teil dessen, was gemeint sei, zu uns, wenn nicht die ganze Schönheit, die ein Buch ausmache. Dass ein Teil des Textes unwiederbringlich durch die Übertragung verloren geht, ist also normal, zulässig, unumgänglich, gar nicht so schlimm, und welcher das sein darf, entscheidet der Übersetzer – Anmaßung als Berufsbeschreibung.

Aber die Frage lässt sich vertiefen: Wie viele Werke weißer Literatur wurden und werden durch Weiße in afrikanische Sprachen übersetzt? Hätte man seinerzeit Seiji Ozawa verbieten sollen, westliche Musik zu dirigieren, weil er sie nicht verstehen könne? Hatte Jessie Norman das Recht, italienische Opern zu singen? Schließlich – so offenbar der grundlegende Gedanke des einfältigen Bildungsmobs, der den Shitstorm losgetreten hat – können Schwarze und Weiße nicht gleich oder annähernd ähnlich denken, haben nicht denselben Erfahrungshorizont und können einander daher zwangsläufig nicht verstehen, sie sind sich fremd und werden es unvermeidlich bleiben. Jeder solle also bei seinem Leisten bleiben, in seinem kleinen, begrenzten Kulturkreis, in seinem geistigen Lockdown. Für mich ist DAS Rassismus in Reinkultur, streng genommen Apartheid, und das Gegenteil dessen, was Übersetzung sein sollte.

Diese Debatte ist allerdings nicht nur ein Politikum, sondern auch Ausdruck der vollkommenen Textblindheit unserer Zeit im Allgemeinen und in der Übersetzungsbranche im Besonderen. Selbst Literatur und textnahe Berufe haben sich anstecken lassen: Es geht lediglich um die Information, um Daten, um Fakten, nicht um Stilistik, Form, Klang, Farbe und Schönheit. Texte werden auf ihren Inhalt und die Biographie ihres Autors reduziert. Textästhetik und werkimmanente Rezeption sind von der Vorstellung dessen, was Text ist, verschwunden.

Hier wurde eine Kleinigkeit übersehen: Gerade Dichtung ist mehr als Lebenslauf und Inhalt, mehr als Thema und Anliegen. Übersetzer und selbsternannte Werteschützer haben es offenbar vergessen: Echte Kunst ist universal, sie vermittelt dadurch, dass sie ist.

Die in den letzten Jahren immer stärker und lauter gewordenen voyeuristischen Forderungen des Publikums – im weitesten Sinn, zählen dazu nämlich Leser, Zuschauer, Konsumenten der Inhalte auf Sozialen Netzwerken – zeigen Wirkung. Die aus Gründen des Marketings unvermeidlich gewordene Entblößung von Autoren und Künstlern, die dazu gedrängt werden, sich privat als Person „zu zeigen“, führt zu verhängnisvollen Vermengungen von Biographien und Außenwahrnehmung.

Amanda Gorman ist eine tatsächlich auch politisch engagierte Künstlerin. Sie auf dieses Engagement, ihre Vergangenheit und ihre Hautfarbe reduzieren zu wollen, ist eine Frechheit und eine Beleidigung. Ihre Sprache wäre auch so machtvoll, wenn sie über andere Dinge schreiben würde. Dies zu verkennen, ist schlicht dumm und blind.

Marieke Lucas Rijneveld tut mir zutiefst leid. Ich kann mir unschwer vorstellen, wie es ihr geht, und es tut mir – auch aufgrund ihres Alters – an der Seele weh. Ich hoffe, dass sie über die Narben, die diese Erfahrung hinterlassen wird, hinwegkommt. Sie war auch aus Amanda Gormans Sicht die richtige Wahl, weil sie die richtige Klangfarbe eingebracht hätte, die richtige Linie, das richtige Handwerk, den richtigen Geist, die richtige „Wellenlänge“. Amanda Gorman hatte keine Bedenken hautfarblicher Natur. Weil sie eben keine Rassistin ist. Aber Respekt und Gleichbehandlung aller Menschen ohne Ansehen von Herkunft, Geschlecht und Farbe haben in unserer Welt der so selbstgerechten wie unterbeschäftigten Mediokrität nichts zu melden.

Ich würde mir wünschen, dass Marieke die Gelegenheit bekommt, in Zusammenarbeit mit der Autorin parallel zu der nun angestrebten Übersetzung ihre eigene vorzulegen. Ich könnte mir vorstellen, dass manche überrascht wären. Und ich würde lachen, wenn sich eines Tages herausstellt, dass sie die bessere Wahl gewesen wäre.

Memory des Mißtrauens

Kolumne vom 23.06.2007

Wer die Zeichen der Zeit erkannt hat, hat sie: die Translation Memory Software. Von der Werbung gepriesen, von Übersetzer-Foren empfohlen und von immer mehr Kunden gefordert, erfreut sie sich wachsender Beliebtheit, erleichtert sie doch in erheblichem Maße die Arbeit bei der Übersetzung sich wiederholender Sätze und Absätze in Betriebsanleitungen, Verträgen und anderen Texten, die für unseren Alltag eine zentrale Bedeutung zu haben behaupten. So die Theorie.

Aber ist eine Translation Memory Software wirklich *nur* eine Hilfe für den Übersetzer? Anders gefragt: Ist sie *überhaupt* eine Hilfe für den Übersetzer? Wenn man davon ausgeht, daß er mühsam seine bereits übersetzten Texte bearbeiten und eher minder denn mehr benutzerfreundliche Programme einlesen muß, gerät die Argumentation der Zeitersparnis mitunter ins Wanken. Betrachtet man zudem den Preis dieser vermeintlichen Wunderinstrumente und die Kosten, die ggfs. für Schulungen entstehen können, mutet auch die werbewirksame Aussicht der Kostensenkung zuweilen seltsam an.

Doch drängt sie sich auf. Mit all der Macht ihrer Unentbehrlichkeit, die von den für die Aufnahme in die Übersetzerkartei der Übersetzungsbüros auszufüllenden Formularen widerspiegelt wird: Ohne sie bekommt man keine Aufträge mehr, ohne sie gilt man als Übersetzer, der keinen Wert auf Qualitätssicherung legt, ohne sie arbeitet man langsamer, weniger effizient, weniger kundenfreundlich.

Ob dieses Bild mit der Wirklichkeit übereinstimmt, spielt schon längst keine Rolle mehr. Daß der Übersetzer manchmal mehr Zeit damit verbringt, vorhandene Texte für die Software gefügig zu machen, als er es früher mit dem Durchsuchen alter Aufträge nach einem Standardsatz tat, den er – seien wir ehrlich – ohnehin im Kopf hatte, und sein Honorar durch diese grundsätzlich unbezahlte Mehrarbeit de facto sinkt, anstatt zu steigen, ist ebenso nebensächlich. Es gilt, eine Situation instrumentalisierend zu kompensieren, die nicht mehr umkehrbar ist: das Mißtrauen.

Vorbei sind die Zeiten, in denen der Übersetzer eine Vertrauensperson war, der man seine Texte in dem Bewußtsein übergab, daß sie wußte, was sie tat, und sich mit dem Ergebnis Mühe gab. Nicht mehr durch seine Texte und ihre Rezeption, ja Akzeptanz im Zielland beweist er heute die Qualität seiner Arbeit. Viel wichtiger ist es, diese auch dann durch den Besitz der richtigen technischen Mittel vorzutauschen, wenn sie nicht wirklich vorhanden sein sollte. Wer glaubt einem Übersetzer heute noch, daß er sein Handwerk versteht? Wer traut ihm zu, eine gleichbleibende Qualität durch einfaches Können und Arbeiten zu erreichen? Niemand. Weder der Endkunde, der tatsächlich kontrolliert, daß derselbe Satz identisch übersetzt wurde, weil er den Varianten der Semantik nicht traut, noch die Agentur, für die der vom Text- und Sprachspezialisten zum rechenfaulen und zwangsweise gewinnorientierten Spatzenhirn degradierte Übersetzer immer mehr austauschbar wird. Memory statt Vertrauen.

Daß ein sich wiederholender Satz in zwei verschiedenen Texten möglicherweise nicht identisch übersetzt werden *dürfte*, weil er in einem anderen Kontext steht, und die Verwendung einer solchen Software nur sehr bedingt mit dem wohl veralteten Begriff des Berufsethos zu vereinbaren ist, ja zur QualitätUNSicherung beiträgt, ist nur noch die Ansicht der Ewiggestrigen, die sich der Tatsache verschließen wollen, daß aus einem Berufsstand eine Branche wurde – mit allem, was dazu gehört: Schnelligkeit, Uniformität, Preisdrückerei und einer falsch verstandenen Kundenfreundlichkeit, die in ihrer widerspruchslosen Ergebnisheit eher an Prostitution erinnert.

Ist eine Translation Memory Software keine Hilfe für den Übersetzer? Doch, das ist sie. Oder vielmehr: Das *war* sie. Als sie noch ein freiwillig und somit differenziert verwendetes Werkzeug kluger Köpfe war und noch nicht zur pflichtmäßigen Vorzeigausstattung kriechender Dienstleister avancierte. Aber diese Zeiten sind vorbei. Daran können wir uns alle nur noch undeutlich... erinnern. Memory eben.

Erfolgreiche Rettung einer nicht bedrohten Art

Kolumne vom 24.06.2007

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten machte es, wie der Name schon sagt, seinerzeit vor: Wer gut ist, kann es weit bringen. Der bekannte Spruch "vom Tellerwäscher zum Millionär" bedeutete der Sieg von Tüchtigkeit und Intelligenz über Herkunft und Stand – anders ausgedrückt: Wer etwas konnte, wurde auch etwas, wenn er es nur wollte. Amerika wurde in den Köpfen zum Sinnbild des Fortschritts, nicht nur in technischer Hinsicht, sondern auch als Streben nach ständiger Verbesserung von Qualität und Service – ein Gedanke, der uns heute bis zur Selbstverständlichkeit vertraut ist. Garant für Qualität waren die Freiheit zur Leistung, der Mut zur Andersartigkeit, der Wille, sich durch überdurchschnittliches Können und sichtbaren Erfolg von der Masse abzuheben.

Doch dann kam die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, und Europa, das seine klügsten Köpfe im Laufe verschiedener Wechselfälle der Geschichte unvorsichtigerweise hatte auswandern lassen – oder gar dazu gebracht, es zu tun –, trachtete nunmehr danach, nach dem Vorbild des Bundesstaates auf der anderen Seite des Ozeans eine wirtschaftliche und ideelle Einheit zu bilden. Doch Vorbilder sind ein zweischneidiges Schwert. Das Terrain, auf dem diese inzwischen optimistisch und zum Teil selbstverleugnerisch als Union bezeichnete Gemeinschaft entstehen sollte, hatte mit dem Amerika des 19. Jhs. nichts gemein, und es hieß, nach eigenen Maßstäben zu suchen. Die Bausteine, aus denen das ideale Gebäude errichtet werden sollte, waren aufgrund ihrer Geschichte und der sich daraus ergebenden wirtschaftlichen Begebenheiten zu unterschiedlich, als daß sie es vermocht hätten, das erstrebte architektonische Meisterwerk zu ergeben. Eine Lösung mußte her, und sie wurde bald gefunden. Sie hieß "Harmonisierung". Mit diesem uns allen inzwischen geläufigen Begriff schuf sich Europa seine eigene Idee von Qualität. Es hörte sich auch gut an – jedenfalls besser als Vereinheitlichung-auf-Teufel-komm-raus oder Niederbügeln von Unterschieden, es hörte sich... harmonisch an – musikalisch, sanft, beschützend, ausgleichend. Begeistert ließen wir uns darauf ein, wie auf das Versprechen einer besseren, ruhigeren, offeneren Zukunft.

Für die Übersetzerzunft war dies im buchstäblichsten Sinne des Wortes der Glücksfall des Jahrhunderts. Plötzlich mußten Unmengen mehr oder minder wichtiger Texte in alle möglichen Sprachrichtungen übersetzt werden, das tägliche Brot war mehr als nur gesichert, die Branche boomte, Agenturen schossen wie Pilze aus dem Boden. Was nicht zuletzt zur Folge hatte, daß so ziemlich jeder, der irgendwann ein Sprachlehrbuch von weitem gesehen hatte, sich selbst als Übersetzer bezeichnete – hoffte er doch, das ganz große Geld zu machen. So wurde es notwendig, sich Gedanken über die sog. Qualitätssicherung zu machen, einen damals neuen Begriff. Das Problem bei der Qualitätssicherung bestand darin, schon im Vorfeld, also bereits bei der Bewerbung einzuschätzen, ob der Kandidat gute oder schlechte Arbeit leisten würde. Wer sich vorstellt, daß die Agenturen sich von nun an daran machten, Unterlagen und Zeugnisse sorgfältiger zu prüfen, Probeübersetzungen anfertigen und kontrollieren zu lassen, irrt sich. Wie sollten sie auch, waren sie doch mit der Flut an Aufträgen und Geld, das ihnen so unvermittelt entgegenkam, ausreichend überfordert. Ganz nach dem politischen Muster wurde als Erstes nach einer Möglichkeit gesucht, Kriterien zu schaffen, eine Schablone, kurz: zu harmonisieren. Die Brüsseler Abgeordneten hatte es vorgelebt, die rasante Entwicklung des Internets begünstigte den Vorgang. Eingeführt wurde... **DAS** Formular zur Onlinebewerbung. Vorbei die Zeiten, als der Übersetzer sich, seine Fähigkeiten und seine Arbeit vorstellte, und schon durch das Layout seiner Bewerbung, durch die Wahl von Papier, Schrift und Formatierung zeigen konnte, mit welcher Sorgfalt er seine künftigen Aufträge bearbeiten würde. Vorbei die Zeiten, als er bereits durch sein Anschreiben seine stilistischen Fähigkeiten unter Beweis stellen konnte. Vorbei die Zeiten, als er zeigen konnte, daß er mehr kann als andere, daß er besser ist, und warum, als er sagen konnte: "Ihr Vorteil, wenn Sie mit mir zusammenarbeiten, ist, daß ich..." Heute hat er das, was er ist,

kann und anbietet, in ein Formular einzutragen. Sein Leben, seine Ausbildung, seine Interessen hatte er harmoniegerecht durch Ankreuzen kleiner Kästchen und Eingabe in Datenfelder begrenzter Länge wiederzugeben. Dieses praktische Werkzeug, das sich immer mehr durchsetzt und bei vielen Agenturen sogar als einzige Möglichkeit für eine Bewerbung berücksichtigt wird, ist allmächtig. Wessen Leben und Angebot nicht hineinpaßt, ist es ganz sicher nicht würdig, Übersetzer zu werden. Auf einer Zeile von 40 Zeichen Länge werden die ersten 25 Jahre seines Lebens zusammengefaßt – es ist kürzer als jeder Zeitungsnachruf –, ein paar Häkchen an den richtigen Stellen genügen, um zu zeigen, ob er etwas kann, Zusatzleistungen unerwünscht. Es ist praktisch. Es entfällt die Bearbeitung, die Übertragung in eine Datenbank erfolgt automatisch. Und es genügt. Ja, es genügt wirklich. Denn Ziel einer Bewerbung als Übersetzer ist es nicht mehr, überdurchschnittliche Fähigkeiten in Sprache und Stilistik zu demonstrieren, geschweige denn eine mitunter komplexe Akademiker-Laufbahn darzustellen. Ziel ist es, den Nachweis zu erbringen, daß man in die Schablone paßt. Wichtig ist es nicht, sich von anderen Übersetzern durch besonderes Können hervorzuheben und sich aus der Masse des so soliden wie denkfriren Übersetzungsfußvolks emporzutun. Wichtig ist es, anspruchs- und geistloser Durchschnitt zu sein – harmonisch wie ein Hamburger, der alle zufriedenstellt, denn Haute Cuisine ist nicht erwünscht.

Die Biographien der besten Übersetzer des 20. Jahrhunderts passen nicht in das Formular, die Probe aufs Exempel ist schnell gemacht. Dann waren sie wohl zu schlecht, um für eine Agentur zu Dumpingpreisen arbeiten zu dürfen. Das Formular ist die Lösung: Es rettet alle, die sich durch nichts Besonderes auszeichnen als durch ihre Durchschnittlichkeit. Daß die Agenturen sich damit um die Mitarbeit gerade der besten Übersetzer bringen, die nicht ins Schema passen, ist ihnen gleichgültig. Sie können stolz auf sich sein, sie haben dank der Harmonisierung ihrer Aufnahmekriterien ganze Arbeit geleistet. Eine nicht bedrohte Art wurde erfolgreich gerettet: das Mittelmaß.